

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1931**

141 (20.6.1931) Wissenschaft und Bildung Nr. 25

## Reisen und Wandern in der Dichtung

Von Dr. Willi Veils

Reisen als Gegenstand dichterischer Darstellung finden wir in Deutschland verhältnismäßig spät. Wohl spielen bereits in den Dichtungen des hohen wie des ausgehenden Mittelalters Reisen eine Rolle als technisches Stilmittel; aber die Wiedergabe von Eindrücken über Land und Menschen fehlt vollkommen. Zu sehr ist der Dichter noch von seinen Problemen erfüllt, als daß er in der landschaftlichen Umgebung mehr als den notwendigen Rahmen sehen konnte.

Diese Einstellung dauert an bis beinahe ins 18. Jahrhundert. Man bedenke, daß Albrecht Dürer in seinem Tagebuch über die Reise nach Holland 1520 nirgendwo über die Eindrücke von der Rheinlandschaft spricht. Versucht nun der Dichter Reisebeschreibungen und Wiedergabe von Eindrücken über fremde Länder und Menschen, dann begibt er sich leicht ins Reich der fabelhaftesten Phantasie (wie im Alexanderlied oder im Volksbuch vom Herzog Ernst).

Die Anregung zu eigentlichen Schilderungen fremder und dann auch einheimischer Landschaftsbilder, die nicht als leere Staffage im Hintergrund stehen, sondern die als notwendiger Lebensraum, als Naturgebundenheit für den Menschen in den Vordergrund treten, ging zu Anfang des 18. Jahrhunderts von England aus.

Die ersten Reisebeschreibungen sehen wir in den Robinsonaden. Schon das 6. Buch von Grimmselshausens „Simplizissimus“ zeigt, wie Simplizius weite Reisen unternimmt und schließlich sich — als Vorläufer Robinsons — auf einer einsamen Insel niederläßt. 1719 erschien dann Defoes Robinson, der ungeheure Bedeutung erlangte. 1696 lieferte Chr. Reuter eine glänzende Verpottung der üblichen Kavalierstour junger Adliger in seiner Satire „Schelmuffsky wahrhaftige, kuriose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande“. Von größter Bedeutung für die kommende Reisebildung wurde Sternes „Empfindsame Reise“ (1768). Sterne schildert eine Reise über den europäischen Kontinent, aber er sagt uns nicht, was er gesehen, sondern was er bei allem gedacht und empfunden hat.

Der Drang in die Ferne, der für den Deutschen charakteristisch ist, blühte in den Jahrzehnten nach dem Dreißigjährigen Kriege mächtig auf. In Leben und Dichten nehmen Reisen einen immer breiteren Raum ein. Im Vordergrund stehen Familienreisen; Verlobungsfahrten, Hochzeitstouren, Fahrten von und zur Univerſität und vor allem die Bildungsreise, die vornehmliche Jünglinge unter Führung ihres Mentors als notwendigen Abschluß ihres Bildungsganges unternahmen mußten, schließen sich an. Minna von Barnhelm, der Typ eines selbständigen, modernen Mädchens, reist, nur in Begleitung ihres Kammermädchens, von Sachsen nach Berlin, um ihren Bräutigam zu suchen. In ähnlicher Weise reist die Titelheldin in dem seinerzeit viel gelesenen Roman „Sophies Reise von Memel nach Sachsen“ von dem pommerischen Theologen Hermes, frei und bedenkenlos Abenteuer nicht scheuend durch die deutschen Gauen. Nach dem Vorbild Sternes schreibt Thümmel seinen berühmten Roman „Reisen durch die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ (1785/86), die heute noch lesbar sind.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erfaßte die Herrschaft des Gefühls auch die Reisebeschreibungen. Rousseau weist das Ziel. Von dieser Einstellung aus schildert Georg Forster seine Weltreise, die er 1772—75 mit Cook unternommen hat, und preist in den Bewohnern der

Südsee Menschen, die in ihrer Unberührtheit von der europäischen Kultur glücklich sind. Das Leben auf idyllischen Inseln bildet auch in Heinzens „Ardinghella“ die Grundlage für seine utopistischen Ideen.

Zum erstenmal ist die Natur selbst der Mittelpunkt einer Reisebeschreibung in Goethes Schilderung seiner zweiten Schweizerreise (1779). Eine großartige Synthese aller Elemente, die das Gesamtbild einer Reise bilden, nämlich der unzähligen Einzelbilder von Landschaft und Kunst, Natur und Mensch sowie der inneren Erlebnisse stellt Goethes klassische Schilderung der „Italienischen Reise“ dar. Seine Schilderungen von späteren Reisen sind prächtige Beispiele seiner bei allem Persönlichen doch objektiven Darstellungsweise.

Goethe war stets ein Freund des Reisens. Seine natürliche Beweglichkeit, sein starker Wissens- und Erlebnisdrang führen ihn oft auf Reisen. Schon sein Vater hatte ihm den Wert des Reisens eingeprägt. Aber Reisen zum bloßen Genuß lehnte er ab; für ihn war eine Reise stets Bildungsmittel. So verwendete er die Reisen in seinen Dichtungen. Seine Divandichtung ist schließlich ein lyrisches Reisetagebuch. In „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ wird die Reise als Symbol des menschlichen Lebens verstanden. Das Lehrhafte des Reisens erkennen wir an dem Ausspruch: „Wer sein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maßstab für fremde Länder.“

Gewissermaßen als Vorläufer des romantischen Wanderers sieht Scume die Welt auf seinem „Spaziergang nach Syrakus“ (1802/03). Diese tagebuchartige Schilderung einer für damalige Zeiten unerhörten Fußwanderung bis Syrakus ist heute noch lesenswert.

Zur Zeit der Romantik werden eigene Reisen kaum beschrieben. Es ist ein Irrtum, wenn man die Wanderlust als eine Haupttriebkraft der Romantik ansieht; das trifft nur bei den Spätromantikern zu. Von den Dichtern der Frühromantik ist es nur Jean Paul, der Wanderungen und Reisen schildert, aber in seiner typischen Art. In „Räuberbergers Väterreise“ z. B. bringt er den Typ des beschränkten, immer restelustigen Spielers. Chamisso's Beschreibung seiner Weltreise ist nicht das Werk eines Dichters, sondern eines Wissenschaftlers. Von den Spätromantikern preist Wilhelm Müller in seinen berühmten Müllerliedern den Wandertrieb. Lenau hat die Eindrücke von seiner enttäuschungsreichen Amerikafahrt zu zahlreichen Liedern geformt (Reiseblätter, „Atlantica“). Zur höchsten Blüte hat die Lyrik des Reisens Eichendorff gebracht. Sein Wandern, dessen Eindrücke sich sofort in Dichtung umsetzen, ist untrennbar von der Landschaft, nicht zuletzt von der romantischen Sommernacht. Wandern und Schauen findet dichterische Gestalt in den prächtigen „Wanderliedern“, von denen manche Volkslieder geworden sind. Romantisches Aufgehen in der Natur, stilles Träumen in Waldesnacht und weiche Stimmung in mondbelegter Zaubernacht sprechen mit starkem Erleben aus Eichendorffs Wanderliedern, vor allem aus dem romantischsten seiner Lieder „Es schienen so golden die Sterne“. Ungebunden, mit echt romantischer Ziellosigkeit und frei von allem Berufsdrang reisen die Menschen im „Leben eines Augenichts“ lustig in der schönen Welt umher. Die ganze Welt ist ein blühender, nachts vom Silber des Mondes schimmernder Garten, durch den man singend und fiedelnd zieht.

Wie Lenau die Neue Welt gelockt hat, so nehmten auch K. Postel (Sealsiedel) und Gerstäcker die Stoffe zu ihren viel gelesenen Reisebeschreibungen aus Amerika. Man kann von einem journalistischen Wandertrieb sprechen, wenn man an die vielen Deutschen denkt, die zwischen 1830 und 1850 über die deutschen Grenzpfähle hinaus-

zogen, um deutschen Zeitungen über Land und Leute, politische und kulturelle Strömungen Berichte zu schreiben. L. Vörnes „Briefe aus Paris“ (1830/33) waren das erste Muster dieser neuen Reiseberichterstattung. Laube schrieb seine „Reisenovellen“, Dingelstedt sandte aus Paris und London seine Berichte an die „Münchener Allgemeine Zeitung“. Heines erste Reisebeschreibungen aus der Zeit seiner Zugehörigkeit zur Romantik sind Dichtungen („Nordsee“, „Harzreise“). Aber schon in der „Harzreise“ zeigt sich der gelehrige Schüler Sternes. Seine „Reisebilder“ vereinen Sternes Eigenart mit charakteristischer persönlicher Formung. Seine Berichte über die politischen Zustände in Frankreich, die Seine 1831 und 1832 von Paris aus für die „Münchener Allgemeine Zeitung“ geschrieben hatte, faßte er später zu seinem Buch „Französische Zustände“ zusammen. Diese Berichte verzichten bewußt auf Dauerwert; sie wollen nur für den Augenblick wirken und haben deshalb ihre überprägte Stilform.

Das Revolutionsjahr 1848 machte auch dieser Bewegung ein Ende. Bis 1870 sammelten sich die dichterischen Kräfte auf nationalem Boden (G. Freitag, Raabe, Schepfel). Ad. Stifter zeigt noch einmal den ganzen Reichtum wundervollen Naturerlebens, wie er sich ihm auf seinen Fahrten durch den Böhmerwald erschließt. Mörikes Meisternovelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ (1853) malt zum letztenmal in prächtigen Farben eine idyllische Fahrt. Daneben entwickelte sich die Reisebeschreibung auf geschichtlichem Unterbau. In dieser Art schrieb Gregorovius seine „Wanderjahre in Italien“ (1856), W. S. Kiel sein „Wanderbuch“ (1869) und Fontane seine „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ (1862).

Die Entwicklung bis zum Weltkrieg brachte bei der Erweiterung des Weltbildes mehr die wissenschaftliche Reisebeschreibung. Als dichterische Reisebeschreibungen ragen aus diesen letzten Jahrzehnten hervor: G. Hauptmanns „Griechischer Frühling“ (1908), W. von Sells „Indienfahrt“ (1916) und Fontanes „Bilder aus Griechenland“ (1914); Länder und Völker, Landschaft und Kultur, eingefangen in den Duft ihrer Eigenart, mit dem Auge erschaut und mit dem Herzen erlebt. Die nach dem Weltkrieg mächtig auflebende Wanderbewegung hat auch dem Wanderliede eine besondere Bedeutung verschafft.

## Wesen und Werden der deutschen Stämme

Von Prof. Dr. Hermann Aubin, Universität Breslau

Im Leben des deutschen Volkes spielen die Stammeszusammenhänge eine weit größere Rolle als bei der Mehrzahl der anderen führenden Nationen. Nach die Weimarer Verfassung spricht von dem „deutschen Volk . . . in seinen Stämmen“. So viel wir freilich von den Stämmen reden, so wenig können wir sie eindeutig bestimmen. Wohl aber vermag historische Betrachtung Einsicht in ihr Wesen und Werden zu gewähren.

Den Untergrund dafür muß die Kenntnis der Entstehungsgeschichte des ganzen Volkes bilden. Die Germanen, welche zu den Deutschen geworden sind, und dann die Deutschen haben sich von dem Kerngebiet um die südwestliche Ostsee ausgehend in zwei großen Wanderperioden über Landschaften verbreitet, welche eine fremdartige Vorbevölkerung besaßen, mit denen sie eine Vermischung eingingen: Zuerst im Westen und Süden mit keltisch-germanischer, z. T. romanisierter Bevölkerung, zum anderen Male im Osten mit Magyaren, Slawen und Wälfen. Die Vorbevölkerung war innerhalb dieser Zonen

### Der Tod der letzten Wisente

Unbeachtet von der Kulturwelt sind im Weltkrieg die letzten Wisente Europas zugrunde gegangen. Im gesamten Urwaldgebiet von Bialowics, das im alten kaiserlichen Rußland ein Reservat für das Wisent war, findet sich heute kein Wisent mehr. Dabei wurden noch kurz vor dem Kriege in den kaiserlichen Wäldern noch 700 Stück gezählt. Sie wurden mit allen Mitteln gehggt. Während der harten russischen Winter erhielten sie reichlich Futter. Durch diese Pflege wurde es ermöglicht, daß die Rehe fast jedes Jahr kalbten, während dies in völlig freier Wildbahn nur alle drei Jahre geschieht. Leider forderten türkische Seuchen alljährlich viele Opfer unter den Tieren. 1914 rafften sie 72 und 1915 60 Wisente hinweg. Dann kam der Krieg auch in die Schutzgebiete. Trotzdem hat er wohl nicht das Aussterben dieses als ein Reif längst vergangener Zeiten angesehenen Tieres verursacht. Vielmehr sind wohl die Winterfütterung, der halbarme Zustand, in dem die Tiere gehalten wurden, und die beschleunigte Aufzucht die Hauptgründe für den überstaschend plötzlichen Untergang der Wisente. Es wurde in ihnen anscheinend nicht die nötige Widerstandskraft entwickelt. Der Untergang der zaristischen Herrschaft und der Bürgerkrieg, der Krieg mit den Mandstaaten raubten den Tieren allerdings auch ihre Pfleger.

## Neues aus Naturwissenschaft und Technik

Arsenhaltiger Wein

Das Vorkommen arsenhaltiger Weine dürfte nicht so selten sein, wie vielfach angenommen wird, da nach den bisher durchgeführten Untersuchungen ein Teil der in den Konsum gelangenden Weine, wenn auch oft nur in sehr geringem Maße Arsen enthält. Es wurden Mengen von 0,06—2,70 Milligramm pro Liter gefunden. Woher rührt nun dieser ab und zu nicht unbedeutliche Arsengehalt? Die zur Bekämpfung von Rebenschädlingen auf die Pflanzen gebrachten unlöslichen Arsenverbindungen können als solche nicht direkt aufgenommen werden. Gelangen sie aber durch Abwaschen usw. in den Boden, dann werden sie in eine für die Wurzeln zugängliche lösliche Form übergeführt und können aufgenommen werden. Zu betonen ist aber, daß das Arsen keineswegs immer auf dem angegebenen Wege in den Wein gelangt. Es kann auch durch die Fässer in den Wein kommen, wenn zum Ausschneiteln arsenhaltige Schwefelschnitten verwendet wurden. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der Boden schon von Natur aus Arsen enthalten kann, das vom Rebstock aufgenommen wird.

Von entscheidender Bedeutung ist die Lösung der Frage, ob die bisher in manchen Weinen festgestellten Arsenmengen gesundheitsschädlich sind oder nicht. Zahlreiche Autoren sind der Ansicht, daß die bisher gefundenen Mengen viel zu gering sind, um die Gesundheit des Menschen zu schädigen. Bei den neuerdings im Hygienischen Institut der Universität Freiburg i. Br. von E. Reim durchgeführten Untersuchungen wurde bei drei von fünf Weinproben Arsen in Mengen von 0,1 bis etwa 0,05 Milligramm im Liter festgestellt. Würde also eine Person von einem dieser drei Weine selbst bis zu 3 Liter pro Tag zu sich nehmen, so wäre damit die höchste Arsenosis mit 0,3 Milligramm zu bewerten. Diese Menge reicht nicht an die Tagesdosis von 15 Milligramm arsenige Säure heran, die im Deutschen Reich zur Beachtung bei der ärztlichen Verschreibung von Arsen aufgestellt ist. Trotzdem kann nach Ansicht von E. Reim die oft vertretene Behauptung, daß arsenhaltige Weine mit jenen Arsenmengen, wie solche bisher gefunden wurden, unschädlich sein sollen, nicht aufrechterhalten werden, da Beweise für ihre absolute Ungefährlichkeit nicht erbracht sind. Über die Auswirkung arsenhaltiger Weine auf den menschlichen Organismus ist demnach noch recht wenig bekannt, und es wäre sehr zu begrüßen, wenn im Interesse der Allgemeinheit wie der Wissenschaft möglichst bald eine Klärung dieses Problems erreicht würde.

sehr verschiedenartig, das Mischungsergebnis außerdem noch verschieden je nach der Zahl der Zuwanderer und der überlebenden Vorbewohner, nach der Kulturstufe der beiden Parteien und nach deren staatlicher und gesellschaftlicher Stellung. Das Germanentum ist dadurch jeweils sehr verschieden schattiert worden. Dennoch kann man die Variationen des Deutschtums, als welche sich die Stämme darstellen, nicht einfach durch diese verschiedenen Mischungsverhältnisse mit Fremdelementen erklären. Ein besonders deutliches Gegenbeispiel liefern die Stämme der Franzosen, Alemannen und Bayern. Sie sitzen alle drei zu beiden Seiten der großen Kultur- und Völkerscheide von einst, des römischen Rimes, und bilden doch hüben und drüben je einen Stamm. Sie haben also ihren Stammescharakter nicht nur bereits in diese Sphäre mitgebracht, sondern darin auch den übriggebliebenen Resten aufgedrückt.

Sonderbildungen hat es bei den Germanen schon in vorgeschichtlicher Zeit gegeben. Man spricht da von Völkerschaften und reserviert den Namen des Stammes für die größeren Verbände, welche in der Völkerwanderungsperiode entstanden sind. Im Grunde ist es immer derselbe Prozeß, den wir beobachten: Ebenso Abtrennung von Volks- (oder Völkerschafts-) teilen aus Landnot, Wander- oder Kriegslust wie Vereinigung solcher Teile zu neuen Völkerschaften oder Stämmen. Von den gewöhnlich genannten Stämmen Mitdeutschlands sind die Thüringer und Hessen (Chatten) derart noch alte Völkerschaften, die Sachsen und Friesen, die Franken, Alemannen und Bayern gehen vor unseren Augen aus dem Zusammenschluß von Völkerschaften hervor. Das einigende Moment ist letzten Endes immer der Zwang gemeinsamen politischen Handelns gewesen. Durch gemeinsames Erleben aber entsteht Zusammengehörigkeitsbewußtsein, innerhalb des gemeinsamen Verbandes schuf Kultur ausgleich eine gewisse Eigenart des Stammes.

Auf ganz andere Art müssen die Stämme entstanden sein, welche der zweiten Periode der deutschen Volksgeschichte angehören, in welcher das Volk als Ganzes sechshundert geworden ist (seit dem 6. Jahrh. n. Chr.). Es sind die Stämme im Kolonialland. Hier wanderten die Deutschen nur als einzelne, als Familien, höchstens als Nachbarschaftsgruppen ein. Ein größerer Zusammenhang fehlte ihnen. Hier fand also eine starke Vermischung nicht nur von Deutschen und Einheimischen, sondern vor allem auch von Deutschen der verschiedensten Stämme untereinander statt. Die deutschen Stämme im Kolonialland sind daher erst an Ort und Stelle erwachsen. Und zwar muß sich die Stammesbildung so vollzogen haben, daß innerhalb bestimmter Räume eine Angleichung der verschiedenen Elemente zu einer gewissen Einheitlichkeit stattfand, welche sich zugleich gegen benachbarte Räume mit gleichen Vorgängen absetzte.

Man vermag einige Momente zu erkennen, welche die Abgrenzung dieser Räume bestimmt haben (wobei man nicht an scharfe Grenzlinien, sondern an Grenzlinien zu denken hat, wie sie die moderne Sprachforschung für die Mundarten anschaulich gemacht hat). In einzelnen Fällen kann man Isolierung einer Landschaft durch fremdes Volkstum anführen, so z. B. für Ostpreußen, in anderen an geographische Verkehrscheiden erinnern (das Meer, aber nicht der Südentenkamm, der die oberbayerischen bzw. schlesischen Stammesteile diesseits und jenseits nicht auseinanderhält); vor allem aber wird man des Einflusses der politischen Großverbände (Mark, Herzogtum, Provinz) gewahr, welche die Stämme gebildet haben (z. B. Bommern).

Dieselben Faktoren haben auch auf die Abstammung eingewirkt und sie mannigfaltig umgestaltet. Der Frankentamm z. B. wurde durch die karolingische Teilung in Lothringen und Franken zerlegt. Franken schränkte sich weiter namentlich unter dem Einfluß der Reichskreis-einteilung des 16. Jahrhunderts auf die Obermainlande ein, welche allein den fränkischen Kreis bildeten. Der Hessentamm hat sich umgekehrt aus dem alten Chattenlande nach dem Rhein hin vorgeschoben, seit die Landgrafschaft im 15. Jahrhundert in Darmstadt Fuß gefaßt und über den Rhein hinüber, seit sie im Wiener Kongreß das Gebiet um Mainz erhalten hatte.

Diese Beispiele liefern sich in größter Zahl vermehren. Allenfalls ringt seit dem Erstarken der Territorialmacht in den neueren Jahrhunderten deren Einfluß mit den älteren Stammeszusammenhängen. Jetzt ist es eben das Territorium, welches das gemeinsame Erleben bedingt, aus dem Zusammengehörigkeitsgefühl hervorgeht. Es bietet denselben zugleich einen festen Rahmen. Namentlich für Westdeutschland hat aber die Fortschritt der letzten Jahre gezeigt, wie im Gegensatz zu dieser sozusagen organisierten kulturangleichenden Kraft des Territoriums eine andere freie von überragenden Mittelpunkten, z. B. Köln ausgeht und ganze Landschaften vereinheitlicht. Auch solche Einflüsse können auf Stammesbildung hinwirken.

So laufen verschiedene Entwicklungsreihen nebeneinander und gegeneinander; überschneiden sich heute Stammesgefühle verschiedener Zeitschichten. Wenn man die Wirkung des politischen Faktors betont, der z. B. im Laufe des 19. Jahrhunderts in gewissem Umfang aus Franken und Schwaben Bayern gemacht hat, so sind auch die unpolitischen, z. T. sehr alten Stammesgefühle nicht zu übersehen, welche etwa in den Alemannentagen manifest werden, auf denen sich über Landes- und selbst Reichsgrenzen hinweg die Schwaben der verschiedenen deutschen Gliedstaaten mit Schweizern, Vorarlbergern und Elsaßern vereinigen.

Die Stammesbildenden Kräfte gehören auch nicht nur der Vergangenheit an, sondern sind noch heute am Werke, wenn auch entsprechend den neuen Bedingungen des Kulturverkehrs in neuen Formen.

Der zentralistischen Entwicklung, zu welcher unsere Zustände schon allein im Gefolge der Verkehrsfortschritte des 19. bis 20. Jahrhunderts drängten, ist etwa seit der Jahrhundertwende als Reaktion eine landsmannschaftliche oder Heimatbewegung in Literatur und Kulturpflege gefolgt, die sich dauernd verstärkt und namentlich nach dem Weltkrieg auch durch politisch-föderalistische Tendenzen Auftrieb erhalten hat. Mit ihr hängt es zusammen, wenn die Stämme auch in der Wissenschaft und, was sich dazu rechnet, recht in Kurs gekommen sind. Man sah in Weiterführung von Gedankengängen der Romantik den Stammesgeist als eine vorab gegebene, immanente Kraft an und führte auf ihn alle landschaftlichen Sondererscheinungen im deutschen Kulturbestand zurück: Die Mundarten und Ortsnamen, die alten Volksrechte, die Haus- und Gehöft- und Flur- und Siedlungsformen. Dieser weiterverbreiteten Neigung gegenüber ist die Wissenschaft der jüngsten Jahre mit neuen und sorgfältigen Methoden zu einer anderen und schon genügend gesicherten Anschauung gelangt. Sie hat erkannt, daß die heutige geographische Verteilung der verschiedenen Kulturerscheinungen nicht der versteinerte Niederschlag uralter Stammeseigenarten, sondern das Ergebnis der dauernd wirkenden Kräfte des Kulturwandels ist. Dieser hat auch dort, wo wir Stammeseigenartlichkeiten als Konstante des heutigen Zustandes hinnehmen müssen, weil wir deren Komponenten geschichtlich nicht weiter zurückverfolgen können, die heutige „Kulturlandschaft“ gemodelt und ausgeprägt. Auf diesen Erkenntnissen beruht die oben gegebene Skizze über das Wesen und Werden der deutschen Stämme. Die Forschung auf diesem Gebiet, auf dem der Deutsche Sprachatlas heute schon kaum hoch genug zu schätzende Dienste geleistet hat und der mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft ins Leben tretende Atlas der deutschen Volkskunde ebensolche Dienste zu leisten verspricht, vereinigt mehr und mehr alle auf die Erkenntnis von Wesen und Werden unseres Volkes gerichteten Disziplinen.

(Forschungen und Fortschritte.)

## Baukunst vor 3000 Jahren

Von Univ.-Prof. Georg Steindorff

Ein vierter Band der Propyläen-Weltgeschichte erschien am 12. März. Er trägt den Titel „Das Erwachen der Menschheit“ und enthält unter den bisher vorliegenden die leicht das meiste Neue und Unbekannte. Bis auf 20 000 Jahre v. Chr. kann man jetzt zurückgehen, während bisher die Geschichtsbetrachtung meist erst 5000 v. Chr. einzuweisen pflegte. Mit Erlaubnis des Propyläen-Verlags veröffentlichen wir aus dem neuen Band schon heute diesen Auszug:

Im Anfang des Alten Reiches vollzieht sich auch die Geburt der nationalen ägyptischen Kunst. Aus schlummernden Keimern wächst sie heraus und gewinnt das schöne magische Antlitz, das sie über zwei Jahrtausende bewahrt hat. Erst jetzt wird die größte Begabung der Ägypter offenbar, die sie neben der Formung des staatlichen Lebens bewiesen haben, und durch die sie, fast mit den Griechen wetteifernd, das künstlerisch am reichsten schaffende Volk des Altertums geworden sind. Als schönste Beugen der künstlerischen Jugendzeit besitzen wir den Grabstein des Königs Chufu (Cheops) (jetzt im Louvre), des dritten Nachfolgers des Menes, mit dem wundervollen aufgerichteten Sockel und dem im Rahmen einer stilisierten Palastfassade liegenden Schriftzeichen einer Schlange sowie das aus grünem Stein gefertigte Bildnis des Chufu, eines der letzten Könige der zweiten Dynastie, das den thronenden Herrscher mit der weißen Krone auf dem Haupte zeigt und bei aller archaischen Gebundenheit die sichere Hand eines wirklichen Meisters erkennen läßt.

Zum ersten Male erreichte die ägyptische Kunst in der Pyramidenzeit ihren Höhepunkt. Um das Jahr 2770 v. Chr. erbauten König Chufu und sein großer Baumeister Imhotep die Stufenpyramide von Sakkara und in ihrem heiligen Bezirk noch andere Tempel und Gräber, in deren tierischen Formen uns ein eigener Stil, der sich freilich von der Erinnerung an den uralten Fiegel- und Holzbau noch nicht hat freimachen können, entgegentritt. In dem folgenden Jahrhundert von 2700–2600 entstehen bei Gize die großen Pyramiden der Cheops, Chephren und Mykerinos. In denen sich ein neuer, anders gearteter Kunstwille durchsetzte. Mit hohem Bewußtsein wandte man sich von dem etwas spielerischen Stil des Chufu-Grabmals ab und strebte dem Ziel einer würdigen Monumentalität zu; glatte Linien und ungebundene Flächen gehören zum Wesen dieser neuen Kunst. Statt der gefälligen Kannelierten oder zusammengebundene Nohrbüschel nachahmenden Halbäulen treten in den Heilig-tümern der Gize-Pyramiden mächtige, vierreihige Pfeiler als Stützen auf, und erst in den Totentempeln von Abusir aus der 5. Dynastie begegnen wir wieder der Säule, die freilich jetzt eine neue Form gewonnen hat und in der Gestalt stilisierter Palmen oder Papyrusstängel erscheint.

Aber die technischen Vorgänge bei Errichtung der Pyramiden und der zu ihnen gehörigen Tempelbauten sowie über das Leistungsvermögen der Bauleute sind wir durch die genauen Berichte griechischer Schriftsteller, besonders Herodotus und Diodorus, vornehmlich aber durch die wissenschaftlichen Forschungen neuerer Gelehrter einigermaßen unterrichtet. Nachdem ein Bauplatz auf der Hochfläche der Wüste für das königliche Grabdenkmal ausgewählt war, ging man zunächst daran,

die Grundfläche abzumessen und die vier Ecken nach den Himmelsrichtungen genau festzulegen. Dabei mußte der wahre Nord nach Maßgabe der Unter- und Aufgangsstellen von Nicht-Circumpolarsternen bestimmt werden, wobei den Ägyptern gewiß schon in alter Zeit ein Instrument zum Anvisieren von Sternen zur Verfügung stand. Auch das Verfahren, mit Hilfe einer Sechswaage die rechten Winkel abzumessen, war jenen Architekten wohl vertraut. Viel und oft hat man die Frage erörtert, wie ein Cheops, als er den Thron bestieg und sich einen Platz von fast 54 300 Quadratmeter für sein Grabmal auswählte, wissen konnte, daß ihm eine ungewöhnlich lange Regierung vergönnt sein würde, um seinen gigantischen Plan zur Ausführung zu bringen. Wäre er etwa im zweiten oder dritten Regierungsjahr gestorben, welchem Sohne oder Nachfolger wäre es wohl möglich gewesen, selbst bei der bereitwilligsten Pietät, einen solchen Plan seines Vorfahren zu Ende zu führen und dabei noch für sein eigenes Grabdenkmal zu sorgen? Und warum hatten nicht 20 andere Könige gleichfalls den Mut, sich eine etwa 25jährige Regierung zu versprechen und ein solches Werk zu beginnen, dessen Bauplan leicht angefertigt und gewiß gern genehmigt worden wäre? Heute wissen wir, daß jeder König den Bau seiner Pyramide zunächst nur in kleinerem Maßstab begann, um sich ein vollständiges Grab zu sichern, auch wenn ihm nur wenige Jahre auf dem Thron beschieden waren. Vielfach blieb es bei der Ausführung eines solchen kleinen Entwurfs; nicht selten aber wurde er von Herrschern, denen eine längere Regierungszeit beschieden war oder größere Mittel zur Verfügung standen, erweitert, indem man den Bau durch Anbauten vergrößerte oder sonstwie das erste Projekt in ein größeres umwandelte. Bisweilen wurde sogar, wie bei der Cheops-Pyramide, eine nochmalige zweite Vergrößerung des Entwurfs vorgenommen.

Die Pyramide selbst bestand aus einem Kernbau, der sich turmgleich mit abgehängten Wänden zum Himmel erhob und um den sich verschiedene Mäntel stufenförmig lagerten. War dieser Stufenbau vollendet, so wurden die Stufen mit einem Füllmauerwerk aufgemauert und um das Ganze eine Bekleidung aus weißem Kalkstein, zum Teil auch aus roten Granitblöcken gelegt oder, wie das bei der Cheops-Pyramide geschah, es wurden ohne Zuhilfenahme von Füllmauerwerk die äußeren Teile des Kernbaus zusammen mit der weißen Kalksteinbekleidung aufgemauert. Die Blöcke für den Kernbau wurden in nächster Nähe des Bauplatzes auf dem Wüstenplateau gebrochen, während man die Steine für die Bekleidung auf dem Ostufer des Flusses in den großen Brüchen von Tura, südlich vom heutigen Kairo, gewann und mit Hilfe von Flößen in die Nähe des Bauplatzes schaffte. Zu diesem Transport benutzte man die drei Monate der Überschwemmungszeit, da es dann möglich war, die Steine viel näher an ihren Bestimmungsort zu bringen, und ein großer Teil der Fellenen während dieser Zeit beschäftigungslos war und zu den schwierigen Arbeiten auf Befehl des Königs herangezogen werden konnte. Die Granitpfeiler und die Granitblöcke, die man für den Tempelbau oder auch für die Bekleidungsarbeiten benötigte, kamen aber nicht aus der Nachbarschaft, sondern weit her aus dem Süden des Landes. Sie wurden in den Berghängen bei Assuan gebrochen, dort noch nötdürftig roh behauen und auf Walzen oder Schlitten zum Nilufer auf die Schiffe gebracht, die sie dann stromab nach dem Bauplatz beförderten.

Gleich beim Beginn des Pyramidenbaus wurde eine große Rampe angelegt, die vom Rande des zur Überschwemmungszeit vom Hochwasser überfluteten Fruchtblandes in die Höhe zu dem auf dem Plateau gelegenen Bauplatz führte, und auf der die Baumaterialien emporgeschafft wurden. Nach Vollendung des Grabdenkmals wurde auf diesem Aufweg ein gedeckter Gang errichtet, auf dem bei der Bestattungsfeier die Leiche in feierlichem Zuge nach ihrer letzten Ruhestatt gebracht wurde und der auch später noch bei den Totenfesten für die Opferprozessionen dienen sollte. Am unteren Ende des Aufgangs wurde ein monumentaler Torbau errichtet. Ein solcher Aufweg ist bei der Cheops-Pyramide noch heute besonders gut erhalten, seine Länge beträgt hier nahezu 500 Meter. Ganz ähnliche, aus Ziegeln hergestellte Rampen wurden für den Pyramidenbau selbst angelegt. Sie dienten als Gerüste und wurden nach Vollendung des Baus mühselos wieder abgetragen. Den ganzen Baubetrieb dürfen wir uns überhaupt nicht allzu primitiv vorstellen. Gewiß haben die zahllosen Arbeiterjahren unendlich viel geleistet und manches erreicht, was man heutzutage durch Maschinen fertigbringt.

Noch fehlte es keineswegs an technischen Vorrichtungen. So besaß man bereits ein ausgebildetes System von Hebeln; Walzen und Kippstufen mit Striden gezogen dienten zum Emporführen der mächtigen Blöcke. Die schweren Kalkstein- und Granitquadern wurden mit Hilfe von großen Jangen verlegt, wobei man zum Heben einfache Kranonstruktionen benutzte. Auch Baugerüste, die man aus ausländischen Hölzern herstellte, kamen beim Aufrichten von Pfeilern und Kolossalstatuen, wie sie z. B. im Grabtempel des Chephren standen, zur Verwendung. Trotz all dieser Hilfsmittel sind die Bauleute der verschiedenen Pyramiden nicht klein gewesen. Nach den auf den Blöcken erhaltenen Steinbruchdaten hat man an der von König Sesostris erbauten Pyramide von Medam nicht weniger als 17 Jahre gearbeitet. In dieser Zeit sind rund 650 000 Kubikmeter Mauerwerk gebrochen, angeliefert und verbaut worden; das macht für das Jahr etwa 38 200 Kubikmeter, für den Tag 105 Kubikmeter. Unter Zugrundelegung dieser Zahlen hätte die Bauleute der beiden Pyramiden, die sich Sesostris bei Medam und bei Dahschur errichtet hat, ferner der großen Pyramiden von Gize, der Pyramide von Abu Roach und des Grabdenkmals des Chephres in Sakkara-Süd mindestens 200 Jahre gedauert. Die Regierungsdauer der genannten Herrscher, die die 4. Dynastie bilden, dürfte aber nicht viel mehr als 160 Jahre betragen haben, so daß die Arbeitsleistungen bei den meisten Pyramiden noch wesentlich höher als die bei der Medam-Pyramide errechneten gewesen sein dürften.